

Rostock, Berlin – Pamporovo und Smoljan, in den Rhodopen, Bulgarien – Rostock; Juli 1963

Alles umsonst

gekürzte Fassung

von Helga Priester

Auf der Flucht

Für Sonntag, den 14. Juli, war in Pamporovo ein großes Bauarbeiterfest geplant, zu dem 3000 Menschen mit Bussen erwartet wurden. Jetzt kehrten wir zu unserem Vorhaben zurück und beschlossen, unsere Flucht auf diesen Tag zu legen, denn im Trubel des Festes konnten wir am besten ungesehen aus dem Ort verschwinden. Um nicht die belebte Straße Richtung Sneshanka-Gipfel nehmen zu müssen, kundschafteten wir an einem Nachmittag einen kürzeren Trampelpfad über die Wiese aus.

Am Sonntagmorgen belegte ich Brote mit dem Dosenfleisch, das wir aus Rostock mitgebracht hatten. Wir hatten alle Sachen gepackt, nahmen aber nur das Nötigste mit, unter anderem meinen Fotoapparat, das Fernglas von Max und einen Kompaß. Dazu hatte ich meinen Regenmantel und ein zweites Paar Schuhe für mich, Brot und Schokolade in den Beutel gesteckt – nicht einmal etwas Trinkbares. In den letzten Tagen hatte es oft geregnet, und das gute Rhodopenwasser floß überall in Rinnsalen durch den Wald. An diesem 14. Juli, 13.30 Uhr, wollten wir die „Bastille“ erstürmen. Der Ort Pamporovo war inzwischen dicht bevölkert, viele Besucher saßen oder lagen auf mitgebrachten Decken und machten Picknick.

Wie geplant, nahmen wir den Weg über die Wiese. Als danach sumpfiges Gebiet begann, das wir auf Baumstämmen überquerten, rutschte Max ab und beschmierte sich ein Hosenbein mit schwarzem Modder. Er trug seinen Sonntagsanzug, um wie ein harmloser Spaziergänger zu wirken. Ohne Aufenthalt ging es schnell weiter über den Sneshanka-Berg Richtung Sperrgebiet. Nach zwei Stunden Marsch gelangten wir zu der Straße, an der die Sperrzone begann. Um dorthin zu kommen, mußten wir ein felsiges Gebiet, das teils mit Moos überwachsen war, überklettern. Ich hielt mich an den Tannenzweigen fest, um nicht abzurutschen. Max fiel mehrere Male hin, weil er das Gepäck trug und sich nicht festhalten konnte. Vorsichtig näherten wir uns der Straße. Sie machte jetzt einen Bogen, wir konnten sie nicht richtig einsehen. Als wir fast auf der anderen Seite waren, bemerkten wir in der Kurve zwei Arbeiter beim Straßenbau. Ob sie uns gesehen hatten und uns jetzt verfolgten? Wir wußten, daß sich um den Straßenbau auch Grenzsoldaten kümmerten. Sobald wir im Sperrgebiet einen Berg erklommen hatten, ging es sofort wieder in ein tiefes Tal hinab und die Kletterei begann von Neuem. Unzählige Bäume mit vielen Ästen lagen kreuz und quer durcheinander und versperrten uns den Weg; oft mußten wir hinübersteigen. Lianen hingen in dicken Büscheln von den Bäumen – ein Urwald ohne Weg und Steg. Wo würden wir landen?

Plötzlich sah ich, wie sich in zehn Metern Entfernung etwas Weißes bewegte: ein riesiger Hund, der uns hechelnd entgegenlief. Wir kauerten uns nieder, Max holte schnell Brot heraus. Wir fürchteten, daß es ein Grenzhund sei und er sich im nächsten Moment auf uns stürzen würde!

Aber, oh Wunder, er rannte dicht an uns vorbei, ohne sich um uns zu kümmern. Konnte ich ahnen, daß es nur ein Hütehund war?

Aus einem Rinnsal trank ich Wasser und entdeckte erst danach, daß viele kleine Tierchen darin schwammen. Da nur wenig Wasser floß, mußte ich mich verrenken, um an die schmalen, tief ausgespülten Rinnen zu gelangen. Von dem eiskalten Gebirgswasser, das ich kräftig mit dem Mund ansog, schwellen meine Lippen dick an.

Tiefe Täler wechselten mit steilen, unwegsamen Anstiegen. Eine Anhöhe war bedeckt mit Felsen, zwischen denen Wacholderbüsche entlangkrochen. Immer wieder sauste und

Pressekontakt

Lydia Beier
Öffentlichkeitsarbeit
Zeitgut Verlag GmbH
Klausenpaß 14, 12107 Berlin

E-Mail: lydia.beier@zeitgut.com
Tel: 030 - 70 20 93 14
www.zeitgut.com



knackte es beim Schlucken in meinen Ohren, wir waren in etwa 2000 Meter Höhe, in der Nähe des Perelik, dem höchsten Berg der Rhodopen (2.191 m). Allmählich begann die Dämmerung. Gegen 20 Uhr hörten wir ein ständig wiederkehrendes Signal. Sollten wir bereits in der Nähe der Grenze sein? Hatte man uns vielleicht erspäht oder schon alles vom Urlaubsort zur Grenze gemeldet?

Eine Weile blieben wir flüsternd stehen. Langsam, ohne auf einen Zweig zu treten, schlichen wir weiter. In einem Tal gelangten wir an einen reißenden, etwa drei Meter breiten Wildbach. Von Stein zu Stein springend, ging es am Rande des Flußbetts entlang. Seitlich stieg eine steile Böschung an, hin zu einer nur noch schwach erkennbaren Lichtung.

Inzwischen war es so dunkel geworden, daß wir keine zwei Meter weit sehen konnten. Vielleicht war es in dem engen Flußtal auch besonders finster. Ich kroch, mich an Grasbüscheln haltend, auf allen Vieren von einem Büschel zum anderen. Max lief irgendwo tiefer, er war nicht zu sehen, und wegen des reißenden Stroms konnten wir uns auch nicht verständigen. Ich hatte Angst, Steine loszutreten, die auf ihn herabfallen konnten. Im Dunkeln kroch ich in ein Gebiet ohne Gras, hier lag nur noch Geröll. Ein Stein, an dem ich mich festhielt, löste sich – oh Schreck!

Ich sauste drei Meter tiefer und stand bis zu den Knöcheln im kalten Wasser. Außer Abschürfungen an den Armen trug ich zum Glück keine weiteren Blessuren davon. Ein zweites Paar Schuhe hatte ich ja bei mir; so konnte ich die verschmutzten Schuhe wechseln und nach kurzer Rast weiterklettern. Wir gelangten auf eine riesige Wiese, Wetterleuchten erhellte gespenstisch die Umgebung. Als wir seitlich hinunterschauten, entdeckten wir eine erleuchtete Stadt und Straßen. Das mußte Smoljan sein, der Grenzort. Mühsam versuchten wir immer wieder, ein Streichholz anzuzünden, um den Kompaß zu befragen. Der Wind fegte über die Wiese. Wo mochten wir uns befinden?

Vermutlich ganz in der Nähe der Grenze, denn wir überquerten ausgehobene Schützengräben. Das Wetterleuchten und Blitzen über den Bergen von Griechenland nahm zu. Es begann zu regnen. Das fehlte uns gerade noch!

Um nach Süden zu gelangen, mußten wir durch ein dichtes, mit kleinen Fichten bestandenes Gebiet mit rutschigen Felsen. Der Regen wurde stärker, wir sahen die Hand vor Augen nicht mehr. Wenn wir uns nicht die Beine brechen wollten – es war inzwischen 23 Uhr geworden – , mußten wir ein Lager aufschlagen und den frühen Morgen erwarten. Wir versteckten uns unter einer dichten Fichte, die etwas Wind und Regen abhielt, der Boden war trocken geblieben. Alle wärmeren Sachen zogen wir über, und mit unserem einzigen Regenmantel deckten wir uns zu; er reichte kaum für uns beide.

Es war eine unheimliche Nacht. Neben entsetzlichem Donnerkrachen erschreckten uns laute, wilde Schreie und Hundegekläff. Vermutlich trieben Hirten weit unten im Tal Kühe oder Schafe zu einer anderen Weidestelle. Trotz allem konnte ich einige Stunden schlafen, nach den Anstrengungen war ich völlig erschöpft. Zu alledem wurde der Regen noch stärker und ließ auch morgens nicht nach. Durch die Fichtenzweige tropfte er nun laut auf den Mantel. Gegen vier Uhr früh machten wir uns in den klammen, feuchten Kleidern auf den Weg. Aber nun sollten wir noch nasser werden, das hohe Kraut und Gras reichten bis an unsere Knie. Wenn wir die Tannen streiften, die nur zwei bis drei Meter hoch waren, tropfte es wieder. In den Schuhen quatschte das Wasser, am Regenmantel lief es hinunter und fing sich in den langen Hosen und dem Rocksäum. Doch wir liefen uns warm.

Nach und nach kamen wir vom Urwald in eine zivilisiertere Gegend und sahen die ersten Wege. Wir suchten nach altem bedruckten Papier, um erkennen zu können, in welchem Land wir waren. Nachdem wir einen steilen Hang heruntergekommen waren, mußten wir wieder über eine freie Wiese. Davor fürchteten wir uns jedesmal, wußten wir doch nie, von welcher Seite wir beobachtet werden konnten. Erst im dichten Wald fühlten wir uns wieder sicherer. Nach langem Marsch erreichten wir ein Tal mit einem zwei Meter breiten Gebirgsfluß. Laut Karte mußte er vertikal auf die Grenze zulaufen. Wir nahmen einen kräftigen Schluck Rhodopenwasser und aßen die Tafel Schokolade, die wir im Gepäck hatten.

Pressekontakt

Lydia Beier
Öffentlichkeitsarbeit
Zeitgut Verlag GmbH
Klausenpaß 14, 12107 Berlin

E-Mail: lydia.beier@zeitgut.com
Tel: 030 - 70 20 93 14
www.zeitgut.com



Am Fließchen entlang führte auf beiden Seiten steil ein Weg die Bergwände hoch. Links vor uns entdeckten wir eine kleine zerfallene Holzhütte. Darin konnten wir nach Schrift suchen – und wirklich: In das Holz waren Buchstaben geschnitzt, aber es waren bulgarische (kyrillische). Unsere Hoffnung, bereits über der Grenze zu sein, schwand dahin. Als wir weitergingen, entdeckte Max eine Straße, davor stand ein Verbotsschild. Wieso war mitten im Wald eine Straße?

Wir wurden sehr vorsichtig, gingen nicht in ihre Nähe, sondern steuerten rechts davor schnell auf den nächsten Berg zu, um die Gegend von oben einsehen zu können. Max lief weit voraus, wir waren auf einem steilen, vom Regen ausgewaschenen Weg. Dazwischen lagen große Felsen mit kleinen Kühlen, in denen das frische Regenwasser stand. Daraus ließ sich besonders gut trinken. Als wir von oben in die Ferne sehen konnten, entdeckten wir mit dem Fernglas auf dem Höhenzug, der sich parallel hinter der Straße befand, einzelne Gebäude und einen Aussichtsturm. Dazwischen war die Landschaft bewaldet. Das mußte die Grenze sein. Wir wollten sie bis zum Abend mit dem Fernglas beobachten. Menschen waren, bis auf einen Posten auf dem Turm, nicht zu sehen. Im Hellen wollten wir auf keinen Fall darauf zugehen. Mehrere Stunden liefen wir parallel zur Grenze entlang – immer in der Deckung der Bäume.

Einmal sahen wir in unserer Nähe Kühe, eine war ausgebrochen und kam plötzlich durch das Holz geknackt. Voller Angst saßen wir unter kleinen Tannen und krochen immer weiter in Deckung. Aber die Kuh rannte schnell bergab.

Zum Glück hatte es aufgehört zu regnen, und die heiße Sonne meinte es wieder gut mit uns. Wir gelangten in ein kleines Flußtal. Über dem Fluß lag quer ein dicker Baumstamm. Hier konnten wir unsere Strümpfe waschen, unsere Schuhe und die blauen Farmerhosen trocknen. Wir breiteten die Sachen aus; in der Hitze trockneten sie sehr schnell. Jetzt hieß es: ausruhen, schlafen, sonnen und für den Endspurt frische Kräfte sammeln.

Nachmittags gingen wir weiter. Wir kamen in eine unübersichtliche Gegend, in der wir nicht mehr wußten, in welcher Richtung die Grenze verlief. Auf dem Berg waren wir im Kreis gelaufen, ohne es bemerkt zu haben. Verzweifelt befragten wir immer wieder den Kompaß. Jetzt mußten wir wieder stundenlang sitzen und auf die beginnende Dunkelheit warten.

Gegen Abend setzte der Regen erneut ein. Es wurde erheblich kälter. Nun mußten wir an der Stelle sein, wo die bulgarisch-griechische Grenze am weitesten nach Bulgarien hineinreicht. Hier würde die Grenze sicher noch strenger bewacht als anderswo. Ob wir nicht doch weitergehen sollten bis an eine weniger exponierte Grenzstelle?

Max meinte, wir wären dann noch zwei Tage länger unterwegs. Im Dunkeln könnten wir durch den dichten Tannenwald ungesehen die dreihundert Meter Höhe überwinden. Am meisten fürchtete ich mich vor Hunden dort. Die Wartezeit bis es dunkel wurde, war endlos – diese Spannung!

Im Schummerlicht stiegen wir gegen 20.30 Uhr langsam den Berg hinunter. Vorsichtig, ohne auf knackende Zweige zu treten, näherten wir uns der Straße. Zehn Meter entfernt setzten wir uns hinter einen Baum und beobachteten sie eine halbe Stunde lang: Fahren Autos, gehen Posten Streife? –

Aber alles blieb ruhig, wir konnten nichts hören und sehen, nur das Rauschen eines Baches, den wir durchqueren mußten.

Festgenommen

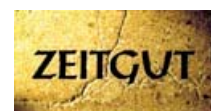
„Jetzt gehen wir los“, sagte Max gegen 21 Uhr entschieden. Vollkommen dunkel zwar es war noch nicht, aber wir konnten noch etwa fünf Meter weit sehen. Bei völliger Dunkelheit leuchtete der Kompaß im Dunkeln nicht genug, und Streichhölzer würden auffallen.

Eine kleine Böschung führte hinunter auf die Straße. Vorher nahm ich noch eine Beruhigungstablette. Wir wandten uns nach links auf eine Brücke zu, um von dort aus in den Wald zu schleichen, als wir zwei Posten in großen Regenumhängen erkannten. Weil die Straße in einem starken Knick verlief, tauchten sie plötzlich aus dem Dunkeln auf. Sie kamen

Pressekontakt

Lydia Beier
Öffentlichkeitsarbeit
Zeitgut Verlag GmbH
Klausenpaß 14, 12107 Berlin

E-Mail: lydia.beier@zeitgut.com
Tel: 030 - 70 20 93 14
www.zeitgut.com



schreiend auf uns zu und richteten ihre Gewehre auf uns. Als ich sie entdeckte, sprang ich zur Seite, vielleicht schaffte ich es noch in den Busch! Aber Max rief schon: „Bleib stehen!“ Alles war aus. Die Posten herrschten uns an: „Bagasch“ (Gepäck ablegen). Ich warf meine Sachen auf den Boden. So standen wir da, mit erhobenen Armen, einen furchtbaren Augenblick lang, während die Posten aus zwei Metern Entfernung mit den Gewehren auf uns zielten. Sie wußten ja nicht, ob wir bewaffnet waren. Schließlich nahmen sie unser Gepäck, einer der Posten ging voran, das Gewehr schußbereit in seinen Händen, der zweite lief hinter uns. Wir stapften, die Arme auf dem Rücken, zwischen ihnen durch Dunkelheit und Pfützen. Versuchte ich einmal, eine Pfütze seitlich zu umgehen, begannen sie zu schreien. Sie befürchteten, daß ich mich doch noch in den Wald absetzen könnte. Immer wieder brüllten sie uns ins Gesicht: „Graniza“(Grenze) und „Faschism-Sozialism“. Was sie sonst noch riefen, verstand ich nicht. Andere Soldaten kamen auf Pfiffe seitlich aus den Büschen und fielen sich vor Freude in die Arme. Max hörte heraus, daß ihnen als Belohnung für unsere Festnahme ein Urlaub in Varna am Schwarzen Meer in Aussicht stand.

Wir verließen die Straße, es ging den Berg hinauf zum Quartier. Der Anstieg fiel mir schwer, aber ich durfte nicht verschnaufen. Erschreckend, wie viele Posten aus dem Dickicht gerufen wurden. Im Abstand von fünfhundert Metern standen jeweils zwei Posten. Diese letzte Kette hätten wir nie durchbrechen können! Zwei Offiziere kamen uns entgegen, sie leuchteten uns mit Taschenlampen ins Gesicht: „Helga und Max!“

Ach, könnten wir uns jetzt in Hänsel und Gretel verwandeln! Aber es gibt kein Zurück. Die Grenzer hatten uns schon erwartet, sie waren aus Pamporovo benachrichtigt worden. Sie leuchten uns den Weg – wie zuvorkommend!

Oben angekommen, drängen sie uns durch ein riesiges Tor, auf dem ein Sowjetstern prangt. Unter dem Tor werden Max mehrere Kinnhaken versetzt, er stürzt zur Seite. Ich muß dabei zusehen, bis mich ein Grenzer in den Oberarm kneift und durch das Tor stößt. Ja, ich bin eine große Pech- und keine Goldmarie.

Ich gehe vorweg in ein riesiges Gebäude hinein. In einer großen Empfangshalle stehen hunderte Soldaten mit strahlenden Gesichtern in Reih und Glied zu unserem Empfang. Die Posten grinsen, als wir an ihnen vorbeigehen. Sie bringen uns in ein winziges Zimmer, fünf Offiziere beginnen uns abzutasten und alles aus unseren Hosentaschen auf den Tisch zu legen. In dem Raum stehen ein Drahtbett, eine Liege und ein Schreibtisch. Alle sitzen, nur wir stehen noch mit den Händen auf dem Rücken.

Unheimlich heiß ist es in dem Raum. Nach etwa einer halben Stunde wird Max ganz bleich und setzt sich einfach auf einen Stuhl. Die Offiziere brüllen etwas, aber er bleibt sitzen und verlangt nach Wasser. Das wird uns auch gebracht. Danach fällt uns das Stehen wieder leichter. Ich bin froh, daß Max nicht in Ohnmacht gefallen ist.

Gegen Mitternacht haben sie jede Kleinigkeit durchsucht und aufgeschrieben. Es geht hinaus in einen offenen Jeep. Jeder von uns sitzt zwischen zwei Posten, eine wilde Fahrt beginnt. Der Fahrer jagt den Berg hinunter durch tiefe Schlaglöcher, daß ich oft an die Decke fliege und mir den Kopf stoße. Dann folgt eine halbstündige Fahrt auf der Straße entlang durch den dunklen Wald. Endlich kommen die ersten Baracken. Dort fragen die Offiziere nach leeren Zellen für uns. Ergebnislos, alles belegt, die Fahrt geht weiter. Wir müssen in einer größeren Stadt sein. Später erfahre ich, daß es Smoljan ist. Die Posten bringen uns zunächst in eine Halle, in der wir eine Weile warten müssen. Max wird zuerst wegbefördert, danach führen mich die Posten in ein anderes Gebäude. Es wirkt wie ein Stall, etwa zehn Holztüren sind mit riesigen Schlössern verhängt. Vor einigen Türen stehen Schuhe. Eine dieser Kemenaten wird mir aufgeschlossen.

„Schuhe ausziehen, draußen lassen“, heißt es. Wir hätten uns wohl damit umbringen können.

Hoch über jeder Tür befindet sich ein Drahtgitter, durch das Licht vom Flur in die Zelle fällt. Der Wärter stößt mich hinein. Auf dem Boden liegt bereits eine schwarzhaarige Frau. Der Wärter sagt etwas zu ihr, sie rückt zur Seite. Die Matratze ist äußerst schmal, wir haben beide gerade Platz, wenn wir nicht auf dem Rücken liegen. Da weiß ich noch nicht, daß

Pressekontakt

Lydia Beier
Öffentlichkeitsarbeit
Zeitgut Verlag GmbH
Klausenpaß 14, 12107 Berlin

E-Mail: lydia.beier@zeitgut.com
Tel: 030 - 70 20 93 14
www.zeitgut.com



neben mir eine Mörderin liegt; sie hat jemanden erstochen. Mehrere Male beobachtet uns der Wärter durch den Spion. Mit meinen Sachen am Leibe – nur die gelbe Strickjacke nutze ich als Kopfkissen – falle ich schnell in einen tiefen Schlaf. Alles um mich herum ist mir egal – nur schlafen können nach diesen beiden Tagen der Anspannung ...

Bildunterschrift

Auf einem Spaziergang kam ich ins Gespräch mit zwei Kuhhirten. Sie notierten ihre Adresse, damit ich ihnen Fotos schicken konnte.

Blick auf das Rhodopen-Gebirge.

Unser Fluchtweg durch die Rhodopen führte von Pamporovo bis kurz vor die bulgarisch-griechische Grenze bei Smoljan.

aus

Siebzig Meter Angst

Fluchtgeschichten aus der DDR. 1961-1989

Reihe Zeitgut Auswahl

192 Seiten, viele Abbildungen, Taschenbuch

Zeitgut Verlag GmbH Berlin, www.zeitgut.com

ISBN 978-3-86614-221-3

oder

Helga Priester

Fluchtweg Bulgarien

1963 – Dritter Versuch

Sammlung der Zeitzeugen, Band 61

Zeitgut Verlag GmbH Berlin, www.zeitgut.com

ISBN 978-3-86614-127-8

Pressekontakt

Lydia Beier

Öffentlichkeitsarbeit

Zeitgut Verlag GmbH

Klausenpaß 14, 12107 Berlin

E-Mail: lydia.beier@zeitgut.com

Tel: 030 - 70 20 93 14

www.zeitgut.com

